

literatur für leser

19

1

42. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis

Simela Delianidou · Das räumliche Wissen der Literatur über Armut: Hans Fallada *Kleiner Mann – was nun?* (1932)

Gerhard Sauder · Bergengruen vergessen!?

Klaus Haberkamm und Ludwig Völker · Der Rechte, der Mittlere und der Linke. Zur parabolischen Rechts-Links-Dichotomie in Herbert von Hoerners Erzählung *Die letzte Kugel* (1937)

Dieter Liewerscheidt · „Phase II“ oder Benns Wende zur späten Lyrik

Markus Fauser · „Aus der Haut fahren und *in* jede beliebige andere *hinein*“ – Barocke Lyrik bei H. C. Artmann



PETER LANG

Inhaltsverzeichnis

Simela Delianidou

Das räumliche Wissen der Literatur über Armut: Hans Fallada *Kleiner Mann – was nun?* (1932) _____ 1

Gerhard Sauder

Bergengruen vergessen!? _____ 29

Klaus Haberkamm und Ludwig Völker

Der Rechte, der Mittlere und der Linke. Zur parabolischen Rechts-Links-Dichotomie in Herbert von Hoerners Erzählung *Die letzte Kugel* (1937) _____ 53

Dieter Liewerscheidt

„Phase II“ oder Bennis Wende zur späten Lyrik _____ 77

Markus Fauser

„Aus der Haut fahren und *in* jede beliebige andere *hinein*“ – Barocke Lyrik bei H. C. Artmann _____ 89

literatur für leser

herausgegeben von: Keith Bullivant, Ingo Cornils, Carsten Jakobi, Bernhard Spies, Sabine Wilke
Peer Review: literatur für leser ist peer reviewed. Alle bei der Redaktion eingehenden Beiträge werden anonymisiert an alle Herausgeber weitergegeben und von allen begutachtet. Jeder Herausgeber hat ein Vetorecht.

Verlag und Anzeigenverwaltung: Peter Lang GmbH, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Gontardstraße 11, 10178 Berlin
Telefon: +49 (0) 30 232 567 900, Telefax +49 (0) 30 232 567 902

Redaktion der englischsprachigen Beiträge: Dr. Sabine Wilke, Professor of German, Dept. of Germanics, Box 353130, University of Washington, Seattle, WA 98195, USA
wilke@u.washington.edu

Redaktion der deutschsprachigen Beiträge: Dr. Carsten Jakobi, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, FB 05, Deutsches Institut, D-55099 Mainz
cjakobi@uni-mainz.de

Erscheinungsweise: 3mal jährlich
(März/Juli/November)

Bezugsbedingungen: Jahresabonnement EUR 54,95; Jahresabonnement für Studenten EUR 32,95; Einzelheft EUR 26,95. Alle Preise verstehen sich zuzüglich Porto und Verpackung. Abonnements können mit einer Frist von 8 Wochen zum Jahresende gekündigt werden. Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, Vortrag, Funk- und Fernsehsendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – bleiben vorbehalten.

PETER LANG



Die Online-Ausgabe dieser Publikation ist Open Access verfügbar und im Rahmen der Creative Commons Lizenz CC-BY 4.0 wiederverwendbar. <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Bergengruen vergessen!?

Auch Bücher altern – die meisten sogar schneller als ihre Leser. Die Bücherregale älterer Menschen, die solche Altertümer noch ihr eigen nennen, sind wie die Grabsteine auf Friedhöfen: Ihre Inschriften liest kaum noch ein Vorübergehender und der Friedhof ist ein Ort der Ruhe. Früher war das Schicksal älterer Bücher das Antiquariat, das ihnen ein vorzeitiges Ende zu ersparen suchte. Aber auch diese Institution stirbt allmählich aus – wer will noch alte Bücher? Von solchen Erfahrungen erzählt Inge Jens in ihrem letzten Buch *Am Schreibtisch. Thomas Mann und seine Welt* (2013). Sie erinnert darin an einen wenig bekannten Aspekt von Bergengruens Leben, seine Verbindung mit der „Weißen Rose“, der Inge Jens ein Buch gewidmet hat:

Als ich vor zwei Jahren während des Tübinger Bücherfestes eher beiläufig in den Kartons der Antiquare stöberte, stieß ich auf einen wohlerhaltenen Band mit dem Titel ‚Schreibtischerinnerungen‘. Der Autor: Werner Bergengruen. Das Buch kostete nicht viel und hatte ein Format, das in meine nicht sehr große Umhängetasche passte. Ich nahm es mit – eigentlich ohne genau zu wissen, warum. Vielleicht, weil es mich an meine Beschäftigung mit den Studenten der ‚Weißen Rose‘ erinnerte. Bergengruen war einer von denen gewesen, die ihre Widerstands-Aufrufe eines Morgens unter ihrer Post gefunden, abgetippt, kuvertiert und anonym an Bekannte, aber auch an gezielt ausgesuchte, dem Telefonbuch entnommene Adressen weitergeschickt hatten. Nach vielen Anfeindungen, die ihm in den frühen Jahren der Bundesrepublik widerfuhren, hatte er Anfang der sechziger Jahre, dem Tod schon nah, Bilanz gezogen: Was habe ich in meinem langen Schriftstellerleben gedacht, geschrieben, verschwiegen an meinem alten Schreibtisch, der einst, im 19. Jahrhundert, dem Pharmazeuten und Doktor der Heilkunde Max von Pettenkofer gehörte?¹

Von Bergengruens erfolgreichen Jahren und den „vielen Anfeindungen, die ihm in den frühen Jahren der Bundesrepublik widerfuhren“, soll im Folgenden die Rede sein.

Es ist zu fragen, ob der einst so erfolgreiche Autor zu Unrecht vergessen ist oder ob sein Lebenswerk immerhin so viele Qualitäten aufweist, dass ihm in einem weiter gefassten Kanon, für den auch Argumente der Lesergeschichte eine Rolle spielen müssten, noch immer ein Platz gebührt. Im Dritten Reich und in den Nachkriegsjahren zählte Bergengruen zu den auflagenstärksten Autoren; für die Deutschdidaktiker galt er von 1945 bis in die sechziger Jahre als ‚moderner Klassiker‘. Die nationalsozialistische Zensur unterlief er mit einer ‚verdeckten‘ Schreibweise und ‚historischen Camouflage‘. Gegen den Vorwurf, seine Werke würden die Gegenwart fliehen, berief er sich auf die von ihm vorzugsweise gewählte Problematik, die allen Zeiten gemeinsam sei; er wolle das Bleibende ins Bild stellen. Seine Romane seien unter der Terrorherrschaft der Nationalsozialisten als Kampfmittel an der Front des geistigen Widerstands verstanden worden. Sein noch kaum bekanntes *Compendium* (s.u.) weist ihn als kritischen Zeitgenossen aus; seine anonyme Unterstützung der Flugblattaktion der „Weißen Rose“ hätte ihn das Leben kosten können. Als sich zu Beginn der sechziger Jahre allmählich die ‚Moderne‘ in der deutschen Literatur durchzusetzen begann, geriet Bergengruens bisher unbestrittene Stellung ins Wanken.

In seinen Werken, die nach Kriegsende entstanden und veröffentlicht wurden, hatte die Widerständigkeit ihre Funktion verloren. Verstand sich Bergengruen als ‚Dichter des Trostes in schwieriger Zeit‘, so begründete dieses Selbstverständnis quasi

nostalgisch seine Hochwertung bis etwa 1960. Nun aber änderte sich das Leseinteresse jüngerer Leser. Erzähler wie Borchert, Böll oder Grass bedienten sich der Erzählformen der Moderne. Ihre Leser fanden sie nicht mehr unter den Trostbedürftigen, die zu Millionen die Bombennächte in Kellern und Bunkern verbrachten. Mit der Entstehung neuer Leser und der Literatur einer jungen Generation, die kritisch auf die vergangenen Jahre zurückblickte, verlor Bergengruen die ‚raison d'être‘ seines Schreibens. In den sechziger Jahren verschwand er auch aus den Deutsch-Lehrplänen.

Das Schicksal von Werner Bergengruens umfangreichem Werk bei den deutschen Lesern ist ein merkwürdiges Kapitel der Literatur- und Lesergeschichte. In den dreißiger Jahren hatte er sich durch Erzählungen und seine beiden großen Romane eine zahlreiche und treue Leserschaft erschrieben. Er gehörte zu den Autoren, die trotz ihrer Distanz zum Nationalsozialismus im Lande blieben. Frankreich, England oder die USA oder ein südamerikanisches Land kamen für Bergengruen und seine Familie als Exilländer nicht in Frage – von den modernen Fremdsprachen war ihm von seiner baltischen Heimat her nur das Russische geläufig; er hat später daraus übersetzt. Seine eher konservative Position schien ihn zunächst davor zu bewahren, mit den neuen Machthabern seit 1933 in Konflikt zu geraten. So ähnlich mögen auch Autoren wie Hans Carossa, Ernst Wiechert, Jochen Klepper, Reinhold Schneider, Stefan Andres oder Rudolf Alexander Schröder gedacht haben. Andererseits hofften die Nationalsozialisten mit der Tolerierung dieser Autoren das Bildungsbürgertum davon zu überzeugen, dass bewährte kulturelle Werte im neuen Staat geachtet würden, obwohl sie am 10. Mai 1933 eher das Gegenteil bewiesen, als in nahezu allen deutschen Hochschulstädten von nationalsozialistischen Studenten die Bücher missliebiger Autoren ins Feuer geworfen wurden.² Die zunächst ungehinderte Publikationsmöglichkeit der genannten Autoren, die wir heute zur ‚Inneren Emigration‘ zählen, hat die NS-Kulturpropaganda sogar dem Ausland gegenüber – und wohl gegen den Willen der Betroffenen – benutzt, um ihre Liberalität und Duldsamkeit zu beweisen. „Die Geschichte der folgenden Jahre erweist allerdings, daß keiner dieser Autoren auf die Dauer ein distanzierendes Verhältnis zum Nationalsozialismus bewahren konnte, ohne nicht schließlich doch von ihm abgestoßen, und das heißt, mit Schreibverbot oder persönlichen Bedrohungen verfolgt zu werden.“³

Wir wissen heute, dass es viele Formen einer ablehnenden Schreibweise gegen die staatliche und parteiamtliche Politik gegeben hat. Eine klassische Stilistik – etwa Goethes oder Stifters – wurde nicht etwa aus der Opposition heraus bevorzugt; sie war für viele Autoren der Resistenz eine Entscheidung für eine humanistische Ästhetik. Das Sonett schätzten zwischen 1933 und 1945 sowohl konservative als auch nationalsozialistische Autoren. In beiden Richtungen berief man sich mit unterschiedlichen Argumenten auf die formale Kraft des ästhetischen Gesetzes.

1 Inge Jens: *Am Schreibtisch. Thomas Mann und seine Welt*. Reinbek bei Hamburg 2013, S. 7.

2 Vgl. *Die Bücherverbrennung. Zum 10. Mai 1933*. Hrsg. von Gerhard Sauder. München Wien 1983; Julius H. Schoeps/Werner Treß (Hrsg.): *Orte der Bücherverbrennungen in Deutschland 1933*. Hildesheim/Zürich/New York 2008.

3 Eberhard Lämmert: „Beherrschte Prosa. Poetische Lizenzen in Deutschland zwischen 1933 und 1945“. In: *Neue Rundschau* 1975, S. 404-421. Hier S. 406.

Die forcierte Nähe von Autoren wie Carossa oder Bergengruen zu Goethe war zunächst kein Ausdruck der Resistenz, sondern eine Form der in der Tradition gesuchten Originalität. Später wurde ihnen dieser Stil als Epigonalität vorgeworfen.

Das wichtigste Instrument, eine nicht offen vorgetragene Opposition in Prosa und Gedichten zu verbergen, waren die Methoden der ‚verdeckten Schreibweise‘, der stichwortartigen Anspielung, der Nutzung semantischer Doppeldeutigkeit mancher Wörter, der metaphorischen, indirekten und doch unmissverständlichen Aussage. In der Epik bot sich dafür vor allem die Gattung des historischen Romans an, dessen historische Camouflage den Lesern besonders entgegenkam, die fähig waren, zwischen den Zeilen zu lesen. Während der zwölf unseligen Jahre gab es eine sicher nicht allzu zahlreiche Lesergemeinde in Deutschland, von der die Politik der NSDAP und ihrer Anhänger abgelehnt wurde. In einem Staat, der jedes offene Wort der Kritik drakonisch bestrafte und in dem ein politischer Witz genügte, dass man in ein Konzentrationslager eingeliefert wurde, war jede unverblünte und explizit geäußerte Kritik an der nationalsozialistischen Kriegsführung und an der Knechtung der Menschen im Parteistaat lebensgefährlich. Dies zeigt das Schicksal der Verfasser der Flugblätter der „Weißen Rose“. Es ist eine Form von Gratismus, wenn Literarhistoriker seit den sechziger Jahren den Autoren der ‚Inneren Emigration‘ vorwerfen, angesichts der vielen Formen des Terrors den Mund nicht zum Schrei des Protests geöffnet zu haben. „Jedenfalls stand jeder der Autoren, der sich zum Bleiben in Deutschland entschlossen hatte, ohne Nationalsozialist zu werden, fortgesetzt vor der nicht geringen Entscheidung, eine noch mögliche Wirkung mit Rücksicht auf die Verhältnisse zu entfalten oder auf die Wirkung ganz zu verzichten, indem er mit offener Sprache Streichung oder Verbot herausforderte.“⁴

Es ist durchaus verständlich, dass die Leser der Nachkriegszeit zunächst den Autoren die Treue hielten, die während der Naziherrschaft trotz aller Selbstgefährdung eine ‚verdeckte Schreibweise‘ pflegten, um resistente Leser zu erreichen. Die amerikanischen Kulturoffiziere forcierten den Neudruck von Ortega y Gasset's *Aufstand der Massen* (1930) und von Bergengruen's *Der Großtyrann und das Gericht* (1935) – diese Werke gehörten zu den ersten, die im Reeducation-Programm der Besatzungsmacht in Massenaufgaben verbreitet wurden.⁵ Gegen solche politische Förderung hatten es junge Autoren in den späten vierziger und frühen fünfziger Jahren schwer, von den Lesern wahrgenommen zu werden. Die bis 1945 nur mit Hilfe der beschriebenen Verschlüsselungen publizierbare Literatur war nun für etwa 15 Jahre in den Rang einer ‚klassischen Literatur‘ aufgerückt. Den Studienräten wurden mit guten Gründen die Lesebücher und NS-affinen Texte verboten, die sie bis Mai 1945 für einen ‚völkisch‘ und ‚national‘ orientierten Deutschunterricht benutzten. Die Zusammenstellung von Texten, die der politischen und ideologischen Prüfung durch die Besatzungs-Zensur standhalten konnte, war schwierig. Manch ein Autor, der sich in den vergangenen zwölf Jahren durch Bedeutungslosigkeit geschickt hatte anpassen können, sah seine Texte nun neben solchen, die in der ‚Inneren Emigration‘ entstanden waren. Werke von emigrierten Autoren mussten noch lange auf ihre Wiederentdeckung warten. In dieser Phase der Nachkriegszeit zählte Werner Bergengruen zu den erfolgreichsten Autoren. In einem Themenheft unter dem Titel „Deutsche Schriftsteller“ listete die

4 Ébd., S. 410.

5 Jan Berg u.a.: *Sozialgeschichte der deutschen Literatur 1918 bis zur Gegenwart*. Frankfurt/M. 1981, S. 568f.

Zeitschrift *magnum* 1964 „Dauer-Seller 1900 -1964“ auf. Bergengruen ist dreimal mit überdurchschnittlich hohen Auflagen vertreten, wobei der Erfolg vieler Titel sich dank oder trotz der Kulturpolitik des Dritten Reiches einstellte. Mit einer Auflage über 700.000 wird *Der Großtyrann und das Gericht* (1935), mit über 400.000 *Der spanische Rosenstock* (1940) und mit über 300.000 seine Novelle *Die drei Falken* (1937) erwähnt. Von den jüngeren Autoren, die erst nach dem Krieg zu publizieren begannen, tauchen in dieser Übersicht nur Günter Grass mit der *Blechtrommel* (1959) mit einer Auflage von über 500.000 und Heinrich Böll mit einem Sammelband *Erzählungen, Hörspiele, Aufsätze* (1961) mit einer Auflage von über 200.000 Bänden auf.⁶

Zweifellos suchte die Generation der um 1940 Geborenen, die den Krieg in den bombardierten Städten oder auf dem Lande überlebt hatten, allmählich nach Texten, die ihren Erfahrungen näher waren. Ich erinnere mich noch an die aufregende Wirkung, die eine der Geschichten Wolfgang Borcherts – war es *An diesem Dienstag* oder *Nachts schlafen die Ratten doch?* – auf uns Zwölf- bis Vierzehnjährige übte, als sie unser Pfadfinderführer bei einem Heimabend aus einer Jugendzeitschrift vorlas. So erging es uns auch mit vielen Geschichten und Kurzgeschichten von Heinrich Böll, der für uns vor allem die Kriegs-, Trümmer- und Heimkehrerliteratur repräsentierte. In einem Aufsatz „Bekanntnis zur Trümmerliteratur“ von 1952 hat Böll die veränderte Wahrnehmung der jüngeren Generation beschrieben. Sie konnte sich nicht mehr mit kunstvollen Formen und einer Anlehnung an Goethes oder Stifters Prosa begnügen – was nahezu in allen Städten das Bild des Alltags prägte, eine Welt in Trümmern, sollte auch der Ehrlichkeit halber in der Literatur zu finden sein. Es erschien den jungen Autoren allzu grausam, ihre Zeitgenossen in Idyllen zu entführen, selbst wenn sie sich danach sehnten. Bölls Gedanken:

Wir schrieben also vom Krieg, von der Heimkehr und dem, was wir im Krieg gesehen hatten und bei der Heimkehr vorfanden: von Trümmern; das ergab drei Schlagwörter: Kriegs-, Heimkehrer- und Trümmerliteratur. Die Bezeichnungen als solche sind berechtigt: es war Krieg gewesen, sechs Jahre lang, wir kehrten heim aus diesem Krieg, wir fanden Trümmer und schrieben darüber. Merkwürdig, fast verdächtig war nur der vorwurfsvolle, fast gekränkte Ton, mit dem man sich dieser Bezeichnung bediente: man schien uns zwar nicht verantwortlich zu machen dafür, daß Krieg gewesen, daß alles in Trümmern lag, nur nahm man uns offenbar übel, daß wir es gesehen hatten und sahen, aber wir hatten keine Binde vor den Augen und sahen es: ein gutes Auge gehört zum Handwerkszeug des Schriftstellers.⁷

Werner Bergengruen hat auch an einem Krieg teilgenommen – aber es war der Erste Weltkrieg, und er ist aus ihm heimgekehrt in eine – jedenfalls in seinem Lebensumfeld – noch einigermaßen intakte Welt. Er hat sie in seinem Deutschland-Buch in vielen Einzelansichten beschrieben.⁸ Es war eine Welt vor dem Kriege, die von zahlreichen braunstichigen Fotografien (Kupfertiefdruck) oft idyllisierend festgehalten wurde.

Bergengruens Kritiker haben ihm nach 1960 häufig vorgeworfen, seine Werke lebten nicht in dieser Welt und Gegenwart, sondern meist in einer mehr oder weniger besonnenen Vergangenheit. Er hat diesen Einwand gegen seine Dichtung von sich gewiesen: Es sei ein oberflächliches Urteil, ihn überwiegend als einen Autor historischer Romane, Erzählungen und Novellen zu betrachten und die Wahl seiner Sujets

6 „Dauer-Seller 1900-1964“. In: *Deutschlands Schriftsteller. Magnum. Die Zeitschrift für das moderne Leben*. Jahreshaft 1964, S. 16f.

7 Heinrich Böll: „Bekanntnis zur Trümmerliteratur“. In: Heinrich Böll: *Zur Verteidigung der Waschküchen. Schriften und Reden*. München 1985, S. 27-31. Hier S. 27.

8 Werner Bergengruen: *Deutsche Reise*. Berlin 1934.

als Flucht vor der Gegenwart zu deuten. In seinen *Schreibbischerinnerungen* hat er erklärt:

Die Beweise dafür, daß ich der eigenen Zeit nicht den Rücken gekehrt habe, sind ohne Mühe aus meinen Büchern herauszulesen. Hiervon abgesehen, ich habe auch genug Erzählendes geschrieben, dessen Geschehnisse im Licht unseres heutigen Tages vor sich gehen; und wirklich leben kann ja der Mensch, er sei denn ein Irrenhüusler, nur in der eigenen Zeit, deren Teilhaber und Sohn er bleibt, auch wo er sich weigert, sie zu verabsolutieren und vor ihren Düsternissen die Augen zu schließen. [...] Für mein Gefühl, für meinen Blick schrumpfen die vielen historischen Erzählungen, die ich geschrieben haben soll, auf wenige zusammen. Denn die meisten, die so bezeichnet werden, sind nicht historisch, wenn ihre Handlung sich auch in einer vergangenen Zeit vollzieht. Es geht in ihnen ja nicht um eine geschichtliche Problematik, sondern um eine, die allen Zeiten gemeinsam ist.⁹

Die zeitlichen Situationen, sie mögen den Betroffenen sich noch so sehr als ein Absolutes darstellen, sind etwas Fließendes, etwas Verfließendes. Das Bleibende ins Bild zu stellen, das ist die Aufgabe des Dichters heute und morgen, wie sie es gestern und ehedem gewesen ist.¹⁰

Zur Wahl historischer Stoffe wird Bergengruen durch die Forderung an sich selbst geführt, „exemplarisch die Unwideruflichkeit eines menschlichen Schicksals“ sichtbar zu machen.¹¹

Bergengruens berühmtester Roman, *Der Großtyrann und das Gericht* (1935), ist aufgrund solcher Überlegungen nicht in der Gegenwart der späten zwanziger und frühen dreißiger Jahre angesiedelt. Der Autor stellt sich selbst die Frage: „Aber ist er deswegen ein historischer Roman? Nicht eine einzige geschichtliche Persönlichkeit wird auch nur beim Namen genannt.“¹² Der Roman trägt auch Züge eines Kriminalromans, der in seinen fünf Teilen, die nach den wichtigen Figuren des Buches benannt sind, wie ein Uhrwerk abläuft – „glänzend durchkomponiert“, „kein Kapitel, keine Szene steht hier zu viel oder zu wenig, die Fabel ist virtuos durchdacht“.¹³

Die Zeit des Romans ist das nicht präzisierte Spätmittelalter zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert. Ort der Handlung ist der fiktive oberitalienische Stadtstaat Cassano am Monte Torvo, der einen Tag (für einen Reiter) von Bologna, zwei Tage von Venedig entfernt liegt. Hauptfigur ist der autokratisch regierende Großtyrann. Die Handlung nimmt ihren Ausgang von einem Mord: Der Mönch Fra Agostino wird im Garten des Großtyrannen ermordet aufgefunden. Massimo Nespoli, der Vorsteher der Sicherheitsbehörde im Stadtstaat, wird an den Tatort gerufen. Da der Ermordete wichtige diplomatische Funktionen in Venedig wahrnehmen sollte, ist dem Großtyrannen an einer schnellen Aufklärung der Tat durch den Polizeichef gelegen. Falls er binnen drei Tagen den Mörder nicht präsentieren kann, droht ihm Amtsenthebung oder gar der Tod. Nun werden von ihm und ihm nahestehenden Menschen verschiedene mögliche Täter genannt. Die ständig weiterwuchernden Denunziationen erzeugen in der Stadt ein hysterisches Klima. Das Schlusskapitel enthält eine große Gerichtsszene. Nicht nur dadurch, dass der Großtyrann nach einer Analyse des Geschehens und der verschiedenen Thesen vom Mörder sich selbst als den Mörder von Frau Agostino zu erkennen gibt, weil er ihn verraten habe, endet der Roman nicht wie ein Kriminalroman. Der Großtyrann gesteht, er habe alle in den Fall verwickelten Personen in Versuchung

⁹ Werner Bergengruen: *Schreibbischerinnerungen*. München 1961, S. 121, 123.

¹⁰ Werner Bergengruen: *Privilegien des Dichters*. Zürich 1957, S. 87.

¹¹ Bergengruen: *Schreibbischerinnerungen*, S. 124.

¹² Ebd., S. 125.

¹³ Karlheinz Deschner: *Kitsch, Konvention und Kunst. Eine literarische Streitschrift*. München 1960, S. 77.

geführt. Er selbst habe sich einer gottlosen Überheblichkeit schuldig gemacht – sein Spiel mit den involvierten Menschen sei selbst verbrecherisch gewesen. Der Roman zeigt das schuldhaftige Versagen des Einzelnen – auch des Mächtigsten. Er erzählt – so heißt es in der Präambel unter dem Motto „Ne nos inducas in tentationem“ – von der „Tötung eines und von der Schuld aller Menschen“, von „den Versuchungen der Mächtigen und von der Leichtverführbarkeit der Unmächtigen und Bedrohten.“¹⁴ Der Roman zeige, dass nach solchen Erfahrungen „unser Glaube an die menschliche Vollkommenheit eine Einbuße erfahre. Vielleicht, dass an seine Stelle ein Glaube an des Menschen Unvollkommenheit tritt [...]“¹⁵ Schuld, Versuchung, Verführbarkeit, Unvollkommenheit als Charakteristikum des Menschen – es bedarf keiner großen Vorstellungskraft, um zu ahnen, in welchem Maße die Leser seit 1935 diesen Roman als verdeckte Auseinandersetzung mit dem Dritten Reich lasen. Dabei darf eine simplifizierende Lesart abgelehnt werden, als müsse in der Gestalt des Großtyrannen das Bild Hitlers gesehen werden, auf den auch dessen Bauwut und Kinderlosigkeit hindeuteten. Bergengruen hat sich in seinen „Schreibtischerinnerungen“ gegen diese Auslegung gewandt. Schon die lange Entstehungszeit des Romans verbiete es, an solche unmittelbaren Bezüge zu denken. Seit 1926 habe er an der Geschichte gearbeitet, im Herbst 1929 seien die Präambel und die drei ersten Kapitel entstanden.

Der größte Teil des Buches ist 1933 und 1934 geschrieben worden. Vom März bis Oktober 1934 habe ich meine ganze Arbeitskraft ausschließlich dem ‚Großtyrannen‘ gewidmet, und im Herbst war er beendet, genau acht Jahre, nachdem ich seinen ersten Anhauch verspürt hatte. [...] Es beherrschte mich zuweilen ein Vorgefühl, als könne manches von den Problemen und Situationen des Buches aus dem Raum des bloßen Gedankens sehr wohl in den der Realitäten hinübertreten. Dieser Hinübertritt vollzog sich im Jahre 1933, und es war nun ein neues thetisches Element gegeben. Plötzlich hatte die geplante Romanhandlung eine unheimliche, eine fürchterliche Aktualität. Einer ganzen Nation stellten sich die Fragen, die ich den Gestalten meines Buches zu stellen dachte. Allenthalben erwies sich die Leichtverführbarkeit der Unmächtigen und Bedrohten. Alle menschliche Freiheit war aufgehoben, über jedem hing die Drohung, und fast alle Teilnehmer der Macht, bis hinunter zum kleinsten, erlagen der Versuchung des Gottgleichseinwollens. Ich befand mich in einem Zustande der Verzweiflung und Empörung über all das, was sich vor meinen Augen abspielte, und der brennenden Besorgnis über das, was von der nächsten Zukunft erwartet werden mußte. Jetzt verstand es sich von selbst, daß mein Buch nach der Antwort nicht nur auf immer anpochende Menschheitsfragen, sondern auch auf die konkreten Fragen der deutschen Gegenwart zu suchen hatte. Und nun prägten sich manche Züge mit ganz anderer Schärfe aus, als ursprünglich in meiner Absicht gelegen hatte. [...] Es war nicht möglich, die Chance ungenutzt zu lassen.¹⁶

Es bedurfte keiner Hitler-Allegorie, für die die Gestalt des Großtyranns trotz aller Überheblichkeit und Egozentrik noch viel zu ‚anständig‘ geschaffen wäre – nebensächliche Analogien wie die Bauwut und die Kinderlosigkeit waren nicht nötig, um die sich steigernde Hybris des machiavellistischen und am Ende doch einsichtigen und positiv gezeichneten Renaissance-Tyrannen zur Reflexion von Macht und Gerechtigkeit, von Alleinherrschaft und Demokratie zu führen. Es war nicht zuletzt der mit den Mitteln der Spannungserzeugung im Kriminalroman hervorgebrachte Druck, der nicht nur auf den Hauptfiguren, sondern auf der ganzen Stadt lastet, der die sensiblen Leser die Nähe zur eigenen Lage in Deutschland erkennen ließ. Bergengruen versteht es, durch Evokation einer bedrückenden Wetterlage (so auch, und noch gesteigert,

14 Werner Bergengruen: *Der Großtyrann und das Gericht. Roman*. Berlin/Darmstadt/Wien o.J.[1949], S. 7.

15 Ebd.

16 Bergengruen; *Schreibtischerinnerungen*, S. 174f.

in seinem zweiten großen Roman) das kaum erträgliche vergiftete Klima unter der Diktatur spüren zu lassen:

Und in der Tat begann schon in den Morgenstunden die Herrschaft jenes bösen Windes, der feucht und heiß von Südosten weht. Die Luft wurde dunstig, der Himmel deckte sich mit eiter- und bleifarbenen Schleimern, deren Schichtung eine tückisch und trüg stehende Sonne vergebens zu durchdringen trachtete. Von diesem Winde sagen einige, er bringe die winzigen Sporen einer giftigen Wüstenpflanze unsichtbar mit sich. Wie sich dies nun auch verhalten mag, gewiß ist es, daß er bei vielen Menschen Änderungen des Gemütszustandes heraufführt. Bei einigen bewirkt er eine Lähmung ihrer Entschluß-, bei anderen ihrer Urteilskräfte, in diesem Unmut und Ängstlichkeit, in jenem ein übermäßiges und prahlerisches Selbstvertrauen. In manchen erweckt er einen unregelmäßigen Tätigkeitstrieb, andere bestimmt er zu einem nörglerischen Müßiggang. Hier hat er ein leibliches Mißbehagen im Gefolge, dort eine Verwirrung der Seele und des Gewissens, und selbst ein strenger Richter setzt es mildernd in Anschlag, wenn eine Tat der Wildheit, Leidenschaft oder Auflehnung zu der Zeit dieses Windes begangen wurde. Es erstreckt sich aber seine unheimliche Kraft auch darauf, daß er gewisse Leute zu einer dreisten, ja, schamlosen Offenheit bringt; er nötigt verborgene Dinge ans Licht und läßt stürmisch aufsteigen, was der Mensch in sich verschlossen oder gar vergessen hielt. Kurz, er stellt alle, die seiner Beeinflussung zugänglich sind – und dies sind nicht wenige –, auf irgendeine Weise scheinbar außerhalb ihres alltäglichen Wesens.¹⁷

Es gab wohl nicht wenige Leser, die eine versteckte Bedeutung der „Herrschaft jenes bösen Windes“ aus Südosten oder der „giftigen Wüstenpflanze“ und ihrer Auswirkungen bis hin zur „Lähmung ihrer Entschluß-, bei anderen ihrer Urteilskräfte“, „Verwirrung der Seele und des Gewissens“ erkannten. Viele mussten sich durch die Tyrannei „außerhalb ihres alltäglichen Wesens“ gestellt sehen. Dank solcher Passagen mit politischem Hintersinn haben aufmerksame Leser wohl eher die Mängel der Prosa übersehen, die besonders dieses so erfolgreiche Werk für spätere Lektüre schwierig machten. Die Rechtfertigung zahlreicher Manierismen mit dem intendierten Zeitkolorit der Renaissance dürfte kaum überzeugen. Bergengruen verwendet häufig originell klingende Wortprägungen (z.B. „händelfangerisch“, „spürerischer Argwohn“ [80]) oder Redewendungen, die der Idiomatik widersprechen: „ein plötzlich aufbrausender Entschluß“. „binnen einigem“ (81).

Es war Karlheinz Deschner, der 1957 in seiner Streitschrift *Kitsch, Konvention und Kunst* den Stil der vom Bildungsbürgertum hochgeschätzten Autoren Hermann Hesse, Hans Carossa, Ernst Jünger, Rudolf G. Binding und Werner Bergengruen als epigonal bezeichnete. Sie schrieben eine Sprache, die 150 Jahre vor ihnen Goethe und Kleist geschaffen hätten.¹⁸ Die „sprachlichen Schludrigkeiten“, die Deschner auf mehreren Seiten aufreht, sind nur zum Teil evident; über viele seiner Beispiele lässt sich streiten. Aber sein Verdienst liegt im provozierenden Hinweis auf Schwächen der gepriesenen Dichter und auf der Empfehlung von Schriftstellern, die überwiegend aus Deutschland vertrieben worden waren, aber Werke von ganz anderer Qualität vorgelegt hatten – so Robert Musil, Hermann Broch oder Hans Henny Jahnn.

Präziser und systematischer hat der in Melbourne lehrende Germanist Christian Grawe die Sprache in der *Der Großtyrann und das Gericht* untersucht. Ihm sind zunächst eigenartige Wortbildungen wie „lauersam“ (152) oder „Fehlwege“ (268) oder „Krummzügigkeiten“ (292) aufgefallen.¹⁹ Abweichungen von der konventionellen Sprache, grammatische Verschiebungen und kleine Veränderungen der Wörter

¹⁷ Bergengruen: *Der Großtyrann und das Gericht*, S. 77 f.

¹⁸ Karlheinz Deschner: *Kitsch, Konvention und Kunst. Eine literarische Streitschrift*. München 1960, S. 77.

¹⁹ Christian Grawe: *Sprache im Prosawerk. Beispiele von Goethe, Fontane, Thomas Mann, Bergengruen, Kleist und Johnson*. Bonn, 2. Aufl. 1987, S. 25-37. Hier S. 25.

wie „Wissensgierde“ (statt „Wissensgier“ oder „Wissensbegierde“) erzeugen keine ästhetische Qualität über den gewohnten Wortgebrauch hinaus. Oft genügt die Veränderung von Präfixen oder Suffixen: „Bleibsel“ statt „Überbleibsel“ (284), „Gewalt tun“ statt „Gewalt antun“ (43) oder Präfixe und Suffixe werden ausgetauscht, so dass Neologismen entstehen wie „erwahrheitet“ (131) statt „bewahrheitet“, „Andringlichkeit“ statt „Zudringlichkeit“ (236), „verhältnisweise“ (104) statt „verhältnismäßig“. Daneben gibt es ein Auswechseln von Präpositionen: „Er galt für“ (143, 171) statt „er galt als“, „nimm es dir nicht allzusehr aufs Herz“ (242) statt „nimm es dir nicht zu Herzen“. Gelegentlich dreht Bergengruen zwei Wortarten in ihrer Funktion einfach um: aus „frische Luft“ wird „in luftiger Frischung“ (23), statt „abweisend“, „mit deutlichem Abweis“ (160). Insgesamt erweise sich Bergengruens Stil „als gestelzt, originalitätssüchtig und traditionsbefangen“ – überall „dieselbe Preziosität und snobistische Originalitätssucht“.²⁰ Dieser vielfach belegten Kritik wäre nur entgegenzuhalten, dass diese Maniertheiten überwiegend Bergengruens erstem erfolgreichen Roman eigen sind; in den Erzählungen und im zweiten großen Roman ist er seltener dieser Stilistik gefolgt.

Wer Lesergeschichte schreibt, muss auch zeitgenössische Lektüren berücksichtigen, die sich an dieser präziösen Stilistik nicht gestört haben. Hätten die parteiamtlichen Zensoren die Hitler-Allegorie wahrgenommen, die das Buch für viele verbarg, hätten sie es sofort verbieten müssen. Aber die Parteizeitung *Völkischer Beobachter* urteilte zunächst unter der Rubrik „Neue Romane für den Weihnachtstisch“ am 7.12.1935 positiv über die Hauptfigur: Es sei eine der „Herrengestalten der Renaissance“.²¹ Dieses ständig wiederholte Urteil hat den Roman zunächst vor der Zensur geschützt. Zweifellos fand er – die hohen Auflagen beweisen es – sehr viel Beachtung. Nicht zuletzt jüngere Leser haben darin Bestätigung ihrer Grundsätze und ihrer kritischen Distanz zum Regime gefunden. Heinrich Böll nennt unter den Büchern, die er sich als junger Mann und Schüler kaufte – wie die ganze Familie 1936 ständig nahe am finanziellen Ruin lebend – neben französischen, englischen und russischen Autoren auch Bergengruen, „solange es ihn gab“.²²

Auch Willi Graf, der dem Kreis der „Weißen Rose“ angehörte, hat Bergengruen gelesen. Hans Scholl hat den Dichter im Herbst 1941 bei Carl Muth kennengelernt, während ihm Willi Graf persönlich nie begegnete. Auf *Der Großtyrann und das Gericht* hatte Graf am 10.11.1936 in großen Lettern seinen Freund Hans Eckert hingewiesen, vermutlich weil das Buch als verschlüsselter Angriff auf Hitler verstanden wurde.²³ In Briefen aus Russland an Marita Herfeldt (24.9.1942) berichtet Graf von der begeisterten Lektüre des Romans *Am Himmel wie auf Erden*, den auch die Freundin gelesen hatte. „Manches wahre und warnende Wort steht darin, und man ist froh darüber. Es tut ja nichts, daß es sich um Schicksale in Preußen dreht, Dr. Carion ist ein

20 Ebd., S. 32. Vgl. S. 27ff., 31.

21 Günter Scholdt: *Autoren über Hitler. Deutschsprachige Schriftsteller 1919-1945 und ihr Bild vom „Führer“*. Bonn/Berlin 1993, S. 860, Anm. 17. Scholdt hat das so oft und falsch nachgeschriebene Zitat („Führerroman der Renaissance“) richtiggestellt. Eine ähnliche Deutung stamme von Franke-Heilbronn in *Neue Literatur* (1936), S. 346.

22 Heinrich Böll: *Was soll aus dem Jungen bloß werden.. Oder: Irgendwas mit Büchern*. München, 7. Aufl. 1998, S.81.

23 Willi Graf: *Briefe und Aufzeichnungen*. Hrsg. von Anneliese Knoop-Graf und Inge Jens. Einleitender Essay von Walter Jens. Frankfurt am Main 1988, S. 330.

Süddeutscher, der die Schicksale anders erlebt und deutet. Die Form des Romans ist großartig, diese Steigerungen und Spannungen, man ist beim Lesen selbst voller Unruhe.²⁴ In einem Brief aus München an Marita Herfeldt (8.12.1942) geht er auf Überlegungen der Freundin zu Bergengruen ein.²⁵

Ein wichtiger Zeuge für die Widerstandskraft, die von Bergengruens Romanen ausging, ist der Tübinger Studentenpfarrer der dreißiger Jahre, Bernhard Hanssler, der Bergengruen persönlich kannte und ihn später in einem Artikel als den „vorläufig letzten katholischen Dichter“ würdigte.²⁶

In einem Statement Hansslers in A. Koplins Fernsehfilm über Bergengruen (Bayerischer Rundfunk) heißt es: „Es ist gar nicht zu sagen, was dieses Buch ‚Der Großtyrann und das Gericht‘ uns bedeutet hat. Da wurde in einem Symbol eines Renaissance-Herrschers Adolf Hitler vorgeführt, und damit die Macht und die Übergriffe der Macht und die Bedenkenlosigkeit der Macht und dazu als Ergänzung, als Gegenstück die Verführbarkeit der Menschen. Das war Drittes Reich, das wir vor Augen hatten.“²⁷

Benno von Wiese hat im Rückblick auf die dreißiger Jahre und seine Lektüre von Bergengruens Roman bekannt: „Meine Generation, damals um die dreißig Jahre alt, soweit sie nicht mitmarschierte und sich von Hitler mißbrauchen ließ, hat das Buch durchaus als eine getarnt kritische, für uns jedoch unmißverständliche Auseinandersetzung mit dem herrschenden Regime gelesen.[...] Warum fanden wir hingegen in den Jahren um 1935 Bergengruens Erzählung so brisant, so politisch faszinierend, daß wir sie mit Herzklopfen und Flüsterpropaganda weiterreichten?[...] Und heute? ‚Der Großtyrann‘ ist ein eher altmodischer, dem Erzählstil des neunzehnten Jahrhunderts verpflichteter, an Conrad Ferdinand Meyer erinnernder Roman, eigentlich eine ausgebaute Novelle – in der Sprache etwas getragen, manchmal feierlich, manchmal aber auch spröde.“ Dennoch bleibe zu wünschen, „daß die Leser zu diesem Buch eines mutigen und integren Autors und eines begnadeten Erzählers wieder greifen werden.“²⁸

Der *Großtyrann* ist sowohl Kriminalroman als auch historischer Roman, wenn auch die historisierenden Elemente in Maßen verwandt werden. Der zweite große Roman Bergengruens, *Am Himmel wie auf Erden*, ist 1940 erschienen. Der Autor hat acht Jahre daran gearbeitet. Die Parallelen sind offenkundig: Beide Romane bauen eine diffuse Atmosphäre des psychischen Drucks auf. Im früheren Text ist es der Größenwahn des Tyrannen, der ein ganzes Gemeinwesen fesselt, im späteren ist es die wachsende Furcht vor einer Katastrophe; beide Romane enden kathartisch.

In den Literaturgeschichten, die in den letzten Jahrzehnten erschienen sind, wird dieser Roman selten erwähnt. Mit seinen 624 Seiten hat er die Literaturhistoriker wohl

24 Ebd., S. 170.

25 Ebd., S. 178.

26 Bernhard Hanssler: „Der vorläufig letzte katholische Dichter“. In: *Konradsblatt* Nr. 38, 19. September 1982, S. 18.

27 Zit. n. Günter Scholdt: „Bergengruen heute“. In: *Bergengrueniana*. Hrsg. von Ekhard Lange. Berlin 2012, S. 71-97. Hier S. 77.

28 „Gegen den Hitler in uns selbst. Benno von Wiese über Werner Bergengruen: ‚Der Großtyrann und das Gericht‘ (1935)“. In: *Romane von gestern – heute gelesen*. Bd. 3: 1933-1945. Hrsg. von Marcel Reich-Ranicki. Frankfurt/M. 1990, S. 61-68. Hier S. 62, 63, 67, 68.

überfordert, obwohl es auch stilistisch der bessere Roman sein dürfte. Er ist formal traditionell und nützt keine der Möglichkeiten der literarischen Moderne. Immerhin: es ist ein Berlin-Roman! In einem Zeitungsartikel hatte Bergengruen 1931 von der Furcht der Menschen des 16. Jahrhunderts vor einer Sintflut in den Städten Berlin und Köln gelesen und sich darauf intensiv mit einschlägigen historischen Studien beschäftigt. Eine der Hauptfiguren, der Humanist und Zeitgenosse Melanchthons Johann Carion, Hofastrologe des brandenburgischen Kurfürsten Joachim I., veröffentlichte 1521 eine *Prognosticatio und erklerung der grossen wesserung/Auch anderer erschrockelichenn würckungen. So sich begeben nach Christi unsers lieben hern geburt/Funffzehen hundert und 24. Jar*. Carion sah eine Wasserkatastrophe, eine neue Sintflut, voraus, allerdings in eher beschränktem Ausmaß. Das entscheidende Datum ist der 15. Juli 1524. An diesem Tag sollen Berlin und Köln durch eine Sintflut untergehen. Es ist zugleich der Festtag des heiligen Kaisers, Heinrichs II., und zugleich die fünfhundertste Wiederkehr seines Todestages.²⁹ An diesem Tag soll sich die ‚große Konjunktion‘ des Jupiter und des Saturn ereignen. Bergengruen hat sich intensiv mit der Astrologie befasst. Sie beruht auf einem Urvertrauen in die Gesetzmäßigkeit des Kosmos, dem Grundgesetz aller geheimen Erkenntnis: „Das Untere ist wie das Obere, und das Obere ist wie das Untere.“ Daraus wird der Buchtitel – mit religiösem Einschlag – verständlich.³⁰ Obwohl der Gelehrte, der Kurfürst und sein Kammerjunker Ellnhofen sogar mit rasch erlassenen Gesetzen versuchen, das Wissen um die katastrophale Zukunft geheim zu halten und alle in der Bevölkerung umlaufenden Gerüchte zu unterdrücken, ahnt man doch etwas, so dass eine die Massen erfassende Hysterie grassiert. Eine wichtige Rolle spielen dabei die Aussätzigen, die „Guten Leute“, die in einem Spital eingesperrt sind – darin ist eine Parallele zu den Konzentrationslagern gesehen worden. Die ursprüngliche Bevölkerung des noch weitgehend sumpfigen und nur zu einem kleinen Teil meliorisierten Landes, des „Wasserlandes“, die Wenden (heute: Sorben), sind teilweise rechtlos oder haben sich den deutschen und christlichen Einwohnern noch nicht angepasst. Sie haben in der ‚Unterwelt‘ sogar einen heimlichen König, der als Kutscher des Kurfürsten am Ende vom Blitz getroffen wird. „Der Roman macht damit entschieden Front gegen die nationalsozialistische Rassenpolitik.“³¹ Am Ende entlädt sich die kaum noch erträgliche Schwüle in einem gewaltigen Gewitter:

Es blitzte und donnerte immer noch, als er [der Kurfürst, G.S.] über den Mühlendamm nach Berlin gelangte. Er ließ sein Pferd Schritt gehen; es lag ihm nicht daran, bestimmte Ziele geschwind zu erreichen, sondern den Bewohnern der Städte die Gewißheit seiner Gegenwart zu geben. Die Wasserfahrzeuge waren fast alle von der Spree verschwunden. Manche waren aufs Land gezogen und umgestülpt, andere am Ufer festgemacht worden; diese lagen tief im Wasser, so sehr hatte der Regen sie gefüllt. Die Straßen waren von Menschen leer. Ab und zu rannte ein Mann im Mantel oder eine Frau mit über den Kopf geschlagenem Rock vorüber. Weißliche Wasserblasen wogten über das Pflaster, den Pferden gingen die Bäche an manchen Orten bis über die Sprunggelenke. Immer wieder glühten die Häusermauern in violetterm und grünlichem

²⁹ Vgl. Bergengruen: *Privilegien des Dichters*, S. 56f., 61.

³⁰ Ausführlicher dazu Manfred Windfuhr in seiner vorzüglichen Interpretation des Romans: „Metaprognostische Reaktionen auf eine Unheilsvorhersage. Werner Bergengruen, ‚Am Himmel wie auf Erden‘. In: Manfred Windfuhr: *Zukunftsvisionen. Von christlichen, grünen und sozialistischen Paradiesen und Apokalypsen*. Bielefeld 2018, S. 166-176. Hier S. 173f.

³¹ Hermann Kurzke: „Heidnisches Urgestein. Über Werner Bergengruen, ‚Am Himmel wie auf Erden‘ (1940)“. In: *Romane von gestern – heute gelesen*. Bd. 3: 1933-1945. Hrsg. von Marcel Reich-Ranicki. Frankfurt/M. 1990, S. 246 – 250. Hier S. 250.

Feuer auf, immer wieder warfen sie den Hall des Donners verstärkt zurück. Die vier Elemente, das Feuer, das Wasser, die Luft und die Erde, schienen sich zu mischen, und mit solcher Gewalt wurden die Wolken aufgerissen, daß die Leute an den Fenstern bis in den richtigen Himmel sehen konnten, den glühenden Himmel jenseits der Wolken, aus welchem die Blitze ihr Feuer nehmen, ehe sie erdwärts fahren. Mit dem Ausbruch des Gewitters war alle Gewalttätigkeit erloschen. Die Leute flüchteten in die Häuser, und wo sie diese verschlossen fanden, da suchten sie Unterschlupf in den Kirchen, in Torwegen und offenen Schuppen und unter vorspringenden Dächern. Sie standen oder kauerten, eng aneinandergedrückt. Viele beteten. Andere sprachen zitternd davon, daß ein solches Unwetter seit Menschengedenken nicht erlebt worden sei.³²

Der Kurfürst hatte sich mit seinem Hofstaat auf den Tempelhofer Berg geflüchtet, der einzigen Erhebung weit und breit. Mitten im Unwetter kehrt er in die Stadt zurück. Vier Pferde, die seiner Kutsche vorgespannt sind, und der Kutscher werden vom Blitz getötet. So endet die große Furcht³³ in der Entladung einer Gewitterfront. „Die Banalität des Gewitters düpiert den Aufwand von Metaphysik“³⁴ und Astrologie.

Wenn der sensible Leser auch immer wieder Parallelen zur Bombenfurcht der Berliner, den KZ-Häftlingen oder den Juden als angeblich minderwertiger ‚Rasse‘ entdecken konnte, so war doch der Roman wie sein Vorgänger nicht von Anfang an als ‚Kampfschrift‘ oder als ‚Trostbuch gegen die Furcht‘ geschrieben worden. Aber durch die Wucht der Ereignisse sei es während der Arbeit „mit Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit in den Kampf gegen die Tyrannei hineingerissen und nun mit klarem Bewußtsein als Kampfmittel an der Front des geistigen Widerstands eingesetzt werden.“³⁵ Dem Roman ist das neutestamentliche Wort „Fürchtet euch nicht!“ vorangestellt – es führt ins Zentrum des Buches. In einer Nachschrift heißt es: „Dieses Buch wurde begonnen im Sommer 1931 und beendet im Sommer 1940, während der Konjunktion des Jupiter und des Saturn.“³⁶ Es ist die gleiche Konstellation wie 1526, die Sternstunde, unter welcher er sein Werk vollendet hat. „Im Sommer 1940 haben sich Jupiter und Saturn erneut gefunden, diesmal im Zeichen des Stieres. [...] Mit dieser Jupiter-Saturn Konjunktion [zugleich eine fünffache Konjunktion von Planeten] wurde das große Völkerringen um die Herrschaft über die Erde eingeleitet und das Unerbittliche dieses Ringens angedeutet.“³⁷ Der Roman wurde im Jahr seines Erscheinens verboten und war doch bereits erfolgreich – das von mir antiquarisch erworbene Exemplar trägt auf dem Titelblatt den Vermerk: „60. Tausend“.

Die Novellen und Erzählungen Bergengruens sind kaum überschaubar. Wohl keine Bibliothek hat Wert darauf gelegt, alle Veröffentlichungen des Autors zu sammeln. Hinzu kommt eine Schwierigkeit des Buchgeschäfts: Bergengruen musste als freier Schriftsteller vom Verkauf seiner Bücher leben. Große Erfolge wie mit seinen beiden Romanen waren selten. Allzu oft bestand ein neuer Band mit Erzählungen aus zwei oder drei neuen Texten und mehreren bereits veröffentlichten. Eine historisch-kritische Ausgabe wäre auch in dieser Hinsicht von Nutzen. Ich beschränke mich auf

32 Werner Bergengruen: *Am Himmel wie auf Erden. Roman*. Hamburg 1940, S. 599.

33 Über Furcht und Furchtüberwindung vgl. Windfuhr: „Metaprognostische Reaktionen auf eine Unheilsvorhersage“, S. 174 f.

34 Kurzke: „Heidnisches Urgestein“, S. 249. Vgl. dazu Alfons Rosenberg: „Sternstunden“. In: *Dank an Werner Bergengruen*. Hrsg. von Peter Schifferli. Zürich 1962, S. 36-43 und die Interpretation von Helmut Motekat: „Am Himmel wie auf Erden“. Roman von Werner Bergengruen“. In: *Jahrbuch der Albertus-Universität zu Königsberg* 1953, Heft 3, S. 128-147.

35 Bergengruen: *Schreibtscherinnerungen*, S. 160f.

36 Bergengruen: *Am Himmel wie auf Erden*, S. 621.

37 Rosenberg: „Sternstunden“, 42f.

Hinweise auf zwei Texte, die zumindest bis vor kurzem noch ihre Geltung als Schullektüre behaupten konnten: *Die drei Falken* (1937) und *Die Feuerprobe* (1933).³⁸

Bergengruen ist bis heute einer der bemerkenswerten Novellisten deutscher Sprache. Er hat sich auch theoretisch zu dieser Gattung geäußert und kennt die Diskussion um die Merkmale der Gattung, die bis zu Goethe und Tieck zurückreicht. In seiner *Falken*-Novelle grüßt er gleichsam eines der klassischen Vorbilder, Boccaccio. In strenger Konstruktion – wie sie auch den *Großinquisitor* kennzeichnet – erzählt Bergengruen einen Erbschaftsfall: Ein berühmter Falkenmeister hinterlässt drei edle und hochgezüchtete Tiere seinen Erben. Das Testament fordert die Versteigerung der Falken. Im Sinne einer „unerhörten Begebenheit“ lässt Cecco, ein stadtbekannter Hallodri, als dessen Vater der Erblasser sich in seinem Testament bekennen, den ihm zugesprochenen Falken fliegen. So entstehe „ein Bild königlicher Herzensfreiheit, ein Bild der Großmut und Hochherzigkeit“, „also gerade jener seelischen Elemente, die damals aus der deutschen Realität ohne Spur verschwunden zu sein schienen.“³⁹ Wir können den Text heute nicht mehr als eine Novelle lesen, die Spuren ihrer Entstehung im Dritten Reich aufweist. *Die Feuerprobe* (1933) erzählt von einer einst in Riga abgelegten Feuerprobe: Die Frau eines Rats Herrn wird von ihm der ehelichen Untreue mit einem jungen Mann bezichtigt. Sie übersteht die Feuerprobe und wird nun wie eine Heilige verehrt. Der junge Mann, der anfangs unter die Gefallenen eines Krieges gezählt wurde, kehrt zurück; beide setzen ihr Verhältnis fort. Die Frau lässt sich das längst erkaltete und inzwischen geweihte Eisen noch einmal auflegen und verbrennt. Der prägnante Vorfall der ‚Feuerprobe‘ als ‚Begebenheit‘ prägt den novellistischen Diskurs.⁴⁰ Er stellt die Frage nach Schuld und Buße, v.a. nach der Gnade Gottes in den Mittelpunkt. Die Novelle ist ein Beispiel für die geradezu theologische Durchdringung eines Textes – geschrieben noch vor Bergengruens Übertritt zur katholischen Kirche im Jahre 1936. Diese religiöse Grundierung dürfte in den letzten Jahren mit dazu beigetragen haben, dass auch dieser Text trotz seiner Qualität als Erzählung nicht mehr als Schullektüre empfohlen wurde. Allgemein gilt für die Präsenz Bergengruens in Lehrplänen, dass Mitte der fünfziger Jahre ein Höhepunkt erreicht war; noch in den frühen sechziger Jahren wird in der Oberstufe die Lektüre von *Der Großtyrann und das Gericht* und einer der genannten Novellen empfohlen. Zweifellos war die erzählende Prosa Bergengruens Stärke. Es war nicht übertrieben, wenn er als vorzüglicher Erzähler bezeichnet wurde. Es lag vor allem an der Wahl der meisten Stoffe aus früheren Jahrhunderten, einem gewissen Historismus, dass dennoch das Interesse an seinen Erzählungen allmählich nachließ. Wir können uns schlecht vorstellen, welche Wirkung eine Lesung Bergengruens auf seine Hörer- und Lesergemeinde ausübte. In einem Bericht von 1957 heißt es u.a. – der Ton entspricht der emotionalen Rezeptionsstimmung:

Das wird nicht nur in Karlsruhe so sein, sondern überall, wo ihm die Herzen seiner Verehrer entgegen schlagen: Daß die größten Vortragssäle gerade groß genug sind, um einigermaßen vollzählig dem Dichter Werner Bergengruen lauschen zu können. [...] Der mit enthusiastischem Beifall willkommen geheiβene Dichter selbst jedoch, der im September 65 wird, verzichtete zugunsten einer Dame auf die eigene Sitzgelegenheit, um danach seinen pausenlosen eineinhalbstündigen Vortrag wortwörtlich ‚durchzustehen‘. Was

³⁸ Dieser Titel war im Reclam-Gesamtkatalog 2014 noch enthalten.

³⁹ Bergengruen: *Schreibtitischerinnerungen*, S. 176f.

⁴⁰ Vgl. Sascha Kiefer: *Die deutsche Novelle im 20. Jahrhundert. Eine Gattungsgeschichte*. Köln/Weimar/Wien 2010, S. 93f.

Bergengruen in dieser, allseitig trotzdem als viel zu kurz empfundenen Zeitspanne gab, war ein köstliches compositum mixtum aus Ernstem und Heiterem, aus Vers und Prosa, worauf er sich in gleich souveräner Weise und so unvergleichlich als sein eigener Vortragskünstler versteht. In ihm verkörpert sich so etwas wie der Archetyp des Dichters, dem alles, die Regungen des Herzens und die kreatürliche Welt, zum gestaltungsfreudigen Anlaß wird, die Wunder Gottes zu preisen mit jenem kindlich frommen Sinn, der sich eins weiß mit der allumfassenden Liebe des Schöpfers.⁴¹

Solche hymnischen Töne des Berichterstatters klingen heute so fremd wie manche Werke Bergengruens. Die „Fülle der Gesichte“ und „Tiefe der Gedanken“⁴² stammen aus der „frohen Gewißheit seines christ-katholischen Glaubens“. Welcher Journalist, welche Journalistin würde es sich heute erlauben, die Qualität einer Lesung mit dem Glaubensbekenntnis des Vortragenden in Verbindung zu bringen? Die Werke spielen eine bescheidene Rolle – gemessen an der Darbietung des Dichters als Heilsbringer und Tröster. Er hält der flüchtigen Zeit die Beständigkeit einer angeblich überzeitlichen Dichtung entgegen. Bergengruen reklamiert für sich – wie auch einige seiner Dichterfreunde – die Gabe eines poetischen Weltenschöpfers, eines „poeta creator“.⁴³ Er stilisiert sich als einen neuen Antaios, wenn er sich einen „agratischen Menschen“ nennt.

Ich ertappe mich lächerlicherweise selbst in Berlin immer wieder dabei, daß ich den Asphalt des Bürgersteiges meide und, wo es möglich ist, auf jenem schmalen Erdstreifen gehe, in den man ab und zu einen symbolisch gemeinten Alleebaum gesteckt hat. Ich kann nicht leben außerhalb des natürlichen Rhythmus der Jahreszeiten. In dies baltisch-agrarische Element mag es auch gehören, daß ich kein Bedürfnis nach Freiheit (im Sinne von Loslösung), aber ein beherrschendes und auch wohl reizbares Bedürfnis nach Unabhängigkeit habe. Am Stärksten fühle ich mich angerührt von der Natur und von der Geschichte als von den beiden großen Erscheinungsformen des organischen Lebens, also des Gewachsenen und Gewordenen im Gegensatz zum Gemachten. Natur und Geschichte schaffen zusammen eine Landschaft und deren stärksten Ausdruck: ihren Mythos. Ich habe wohl kaum etwas geschrieben, es sei Gedicht, Novelle, Roman, dessen heimlichen oder offenkundigen Grund nicht die Landschaft bildete, die empirische wie die mythische.⁴⁴

Es dürfte Bergengruen nicht entgangen sein, dass er mit solchen Thesen 1943 in bedenkliche Nähe der nationalsozialistischen Literaturdoktrin der Bindung an ‚Blut und Boden‘ geriet. In der Begründung, warum die Erzählung „handlungsmäßig vom außerordentlichen Ereignis“ ausgehen soll, sucht er das

aus der Menge der Geschehnisse durch Bewegung, Reichtum und Steigerung der Lebensgefühle Hinausragende. Es gilt also die Darstellung und Deutung des Einmaligen, des Einzelfalles. Aber wie ich die Welt nur als eine Einheit zu empfinden vermag, so ist mir auch der Einzelfall, und sei es der abenteuerlichste und scheinbar isolierteste, nichts als die Manifestation ewig verbindlicher und schlechthin gültiger Gesetze und deren Offenbarwerden, [...] das, was ich als metaphysische Pointe bezeichnen möchte, scheint mir denn auch den Kern jeder erzählenden Kunst zu bilden.⁴⁵

Mit dem Verweis auf die „metaphysische Pointe“ rettet sich Bergengruen vor dem Verdacht, insgeheim doch in der Nähe des Nationalsozialismus zu stehen. Sein Sinn für das Anekdotische und seine Selbstdeutung als ‚mündlicher Mensch‘ lassen sich – in seinem Sinne – bei aller Erkenntnis von Gefährdung und Schuld auf einen – wie er meinte – unzerstörbaren menschlichen und religiösen Grund zurückführen.

41 „Werner Bergengruen las aus eigenen Werken. Beim Katholischen Akademikerverband“. In: *Badische Volkszeitung* 7.5.1957.

42 Ebd.

43 Werner Bergengruen: *Dir zu gutem Jahrgelait. Eine Glückwünschgabe*. Zürich 1949, S. 7-18.

44 Werner Bergengruen: *Herzog Karl der Kühne oder Gemüt und Schicksal*. Hamburg 1943 [Wort über mich selbst], S. 347f.

45 Ebd.

Seine Lesungen hat Bergengruen mit Gedichten eröffnet und beschlossen – im Zentrum standen jeweils Erzählungen. Bergengruens Lyrik ist nicht leicht zu überblicken. Es fehlt eine Sammlung seiner Gedichte. In den damals gängigen Anthologien finden sich eher heitere Texte neben wenigen aus den Lyrikbänden der Kriegszeit. Mit dem Vortrag von *Leben eines Mannes*, *Auf ein Grab* oder mit *Der Hund in der Kirche* und besonders mit dem noch heute nicht vergessenen *Kaschubischen Weihnachtslied* ließen sich die Zuhörer gewinnen. Die eher ‚politischen Gedichte‘ aus der jüngsten Vergangenheit dürfte Bergengruen den Davongekommenen kaum zugemutet haben.⁴⁶ Die große Publikumsresonanz, die Bergengruens Gedichte nach dem Kriege fanden, war durch die konventionelle Formensprache und ihre Funktion möglich, Trost und Beruhigung in scheinbar zeitlosen Rückzugsräumen zu spenden. Zum einen war es die Naturlyrik, die bis 1960 etwa das erfolgreichste Lyrikgenre war, zum anderen eine christliche Dichtung, wie sie Reinhold Schneider und Bergengruen schrieben. Dieser lyrische Traditionalismus der vierziger und fünfziger Jahre erntete von der jüngeren Generation immer heftigeren Widerspruch. Ich erinnere mich an die für uns Schüler, die nur mit dem lyrischen Traditionalismus der Nachkriegszeit vertraut gemacht worden waren, zunächst verstörende und dann befreiende Wirkung von Hugo Friedrichs rde-Band *Die Struktur der modernen Lyrik* (1956). Ein ganzer, uns völlig unbekannter Kontinent moderner Lyrik war zu entdecken. Die bisher hochgeschätzten deutschen Lyriker – wie Bergengruen – wurden ihrer bislang unbestrittenen Stellung in der Nachkriegslyrik beraubt und in „einem atemberaubenden Tempo fast bis zur Bedeutungslosigkeit dekanonisiert.“⁴⁷

Dabei hatte Bergengruen unter ‚Eingeweihten‘ zunächst anonym 1937 und im Dezember 1945 mit Lyrikpublikationen einige Aufmerksamkeit erregt. Von 1935 bis zum Frühjahr 1937 arbeitete er an einem Gedichtzyklus, der in Graz unter dem Titel *Der ewige Kaiser* erschien. Über die Schwierigkeiten der Veröffentlichung, die in Deutschland damals nicht möglich gewesen wäre, berichtet Bergengruen ausführlich selbst.⁴⁸ Zu Beginn der dreißiger Jahre wird von konservativen Autoren eine politisch-religiöse Idee des Abendlandes favorisiert, die als Widerspruch gegen die sozialistischen und demokratischen Tendenzen und den allgemeinen Säkularisierungsprozess formuliert wurde. Es war die Beschwörung des ‚sacrum imperium‘ im Sinne eines umfassenden christlichen Bewusstseins, das in der nun alles Sprechen überschwemmenden Rede vom ‚tausendjährigen Reich‘ zerstört zu werden drohte. Bergengruens *Deutsche Reise* war ein Beitrag zu dieser Erneuerung des mittelalterlichen Reichsgedankens – mit Bedacht endet das Reisebuch in Quedlinburg: „Keine bessere Stätte könnte ich mir erdenken, um meiner deutschen Reise ein Ende zu geben, als diesen Ort, den Ort Heinrichs und Klopstocks. Der Geist und die Macht

46 Vgl. *Deutsche Dichtung der Neuzeit*. Für die Oberstufe Höherer Schulen ausgewählt von Ernst Bender. Karlsruhe 1965; Theodor Echtermayer: *Deutsche Gedichte von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Neugestaltet von Benno von Wiese. Düsseldorf 1965; *Der ewige Brunnen. Ein Hausbuch deutscher Dichtung*. Gesammelt und hrsg. von Ludwig Reiners. Aktualisiert und erweitert von Albert von Schirnding. München 1955. 4. Aufl 2015. Von A. v. Schirnding wurde immerhin *An die Völker der Erde. 1945* aus *Dies Irae* aufgenommen.

47 Hermann Korte: „Deutschsprachige Lyrik seit 1945“. In: Franz-Josef Holznagel [u.a.] (Hrsg.): *Geschichte der deutschen Lyrik*. Stuttgart 2004, S.581-665. Hier S. 595.

48 Werner Bergengruen: *Schriftstellerexistenz in der Diktatur. Aufzeichnungen und Reflexionen zu Politik, Geschichte und Kultur 1940-1963*. Hrsg. von Frank-Lothar Kroll, N. Luise Hackelsberger und Sylvia Taschka. München 2005, S. 70-74.

scheinen sich gleichnishaft zu begegnen an dieser Stätte und in diesen zwei Männern, von denen jeder ein großer Beginner und Begründer gewesen ist.⁴⁹ In München trat Bergengruen in Kontakt mit Carl Muth, dem Herausgeber der bedeutenden katholischen Zeitschrift *Hochland*, und dem Kulturphilosophen Theodor Haecker, der sich in seinen *Tag- und Nachtbücher[n] 1939-1945*⁵⁰ ein leider zu wenig beachtetes Denkmal gesetzt hat – sein Name wurde durch Benjamins kritische und doch auch bewundernde Rezension seines *Vergil. Vater des Abendlandes* (1931) im Zuge der Benjamin-Renaissance seit Beginn der sechziger Jahre in Erinnerung gerufen. Als Konvertit bekennt Haecker seinen katholischen Glauben wie auch Bergengruen in aller Offenheit: Für Haecker bedeutet das Reich

jene hochherzige Herrschaft, die staatlich-politisch Stämmen und Völkern die äußerste Freiheit und Selbstbestimmung gewährt unter der einzigen Bedingung, daß das letzte Band, welches die Einheit selber ist, nicht verletzt wird: der reine, unverfälschte, katholische Glaube.⁵¹

Haeckers Wort über „die letzte deutsche Schmach dieser Tage: das Zeichen des Tieres, die Karikatur des Kreuzes – das Hakenkreuz“⁵² formulierte den Standpunkt der Freunde. Durch die ‚Reichsidee‘ sollten ‚ewige Ordnungen‘, die Vorstellung von ‚Hierarchie‘, wie sie Dante vorgestellt hat, und ‚Universalität‘ veranschaulicht werden.⁵³ Als Beispiel für Bergengruens ‚Reichs‘-Dichtung zitiere ich das Gedicht *Das Dauernde*:

Erblosen Todes sterben die Tyrannen.
Tribunen zeugen nicht.
Und die der Tausende Gehör gewannen,
gewannen sich Gericht.

Im bleichen Licht der fieberheißen Lampe
steht weiß der Komödiant.
Sein Auge flackt, er neigt sich an der Rampe
und reckt verzückt die Hand.

Er kränzt sich unter dem Geschrei der Menge
mit geil geschößnem Kraut.
– Der Acker singt die alten Preisgesänge
getreulich ohne Laut.

Der Herr und Knecht der selbstgeglauten Lüge
erhitzt sich am Gewühl.
– Der Born im mütterlichen Weltgefüge
rauscht klar und keusch und kühl.

Der Pöbel brüllt, Fanfaren heulen schrille,
und Wimpel blähn sich groß.
– Das Trächtige erfüllt sich in der Stille
und tief im dunklen Schoß.

49 Werner Bergengruen: *Deutsche Reise*. Berlin 1934, S. 198f.

50 Erste vollständige und kommentierte Ausgabe. Hrsg. von Hinrich Siefken. Innsbruck 1989. Vgl. Walter Benjamin: *Angelus Novus. Ausgewählte Schriften 2*. Frankfurt am Main 1966 („Privilegiertes Denken. Zu Theodor Haeckers ‚Vergil‘“, S. 467-474).

51 Theodor Haecker: *Essays*. München 1958, S. 466. Zuerst in: *Der Brenner* 13 (1932), S. 13ff.

52 Ebd., S. 471.

53 Zur Reichsidee vgl. ausführlich Albert J. Hofstetter: *Werner Bergengruen im Dritten Reich*. Diss. Freiburg (Schweiz), Luzern 1968, S. 46ff.

Wie wollten vor dem Abend sie bestehen,
die schäumend, fort und fort
in tausendfachem Hin- und Wiederdrehen
gebuhlt ums hohle Wort?

Und wo des Zorns geschwollene Dämonen
den Weinberg und den Hain,
das Fruchtgelände und den Herd bewohnen,
wie soll die Saat gedeihn?

O giergehetzte Rufer nach dem Beile,
Aufspürer alter Schuld -
Nur das Vergängliche kennt Haß und Eile.
Die Dauer hat Geduld.

Am Himmel, wenn Gewölk und Dunst zerrannen,
steht groß das alte Licht.
Erblosen Todes sterben die Tyrannen.
Tribunen zeugen nicht.⁵⁴

Bergengruen richtet die Gedichte dieser Sammlung in seiner selbstgewählten Funktion als „Offenbarmacher ewiger Ordnungen“ an die abstrakte symbolische Figur des ‚ewigen Kaisers‘.

Mit ihm verbinden sich natürlich zunächst Vorstellungen von den bedeutenden Kaisern des ‚Heiligen römischen Reichs deutscher Nation‘ als Beschützer der Einheit und der Bedrückten. Gemeint ist wohl meist in einem übertragenen Sinn eine Kraft, die alle Regierenden leiten sollte, damit ihnen ‚gute Regierung‘ gelingt. Fast allen Gedichten ist eine formale und thematische Gegensatzstruktur eigen: dem Positiven – hier in der Natur – steht dessen Negativierung gegenüber. Obwohl gerade die zeitgenössischen Leser keine Mühe aufwenden mussten, um hinter den Täter-Bezeichnungen Hitler und seine Vasallen zu entdecken (Tyrann, Tribun, Komödiant, Herr und Knecht der selbstgegläubten Lüge, Dämonen, giergehetzte Rufer nach dem Beile), war eine relative Abstraktheit der Gegensatzpaare und ihre Metaphorik sicher ein Instrument des notwendig verdeckten Schreibens.⁵⁵ Ob unter dem ‚Komödianten‘, der ‚verzückt die Hand‘ reckt, allein Hitler bei einer seiner quasi schauspielerischen Darbietungen gemeint ist oder auch Mitläufer Gustav Gründgens in seiner Paraderolle als weißgeschminkter Mephisto, bleibt offen. Eine wichtige Rolle spielen meist akustische Evokationen der Masse: ‚Geschrei der Menge‘, ‚Gewühl‘, ‚Pöbel brüllt, Fanfaren heulen‘, ‚tausendfaches Hin- und Wiederdrehen‘. Die Gegensatz-Position nehmen Naturerscheinungen ein: ‚Acker‘, ‚Born‘, das ‚Trächtige‘, ‚die Saat‘, ‚Himmel‘, das ‚alte Licht‘. Indem das ‚Dauernde‘ mit ‚Geduld‘ korreliert wird, Erscheinungen der Natur dem Vergänglichen gegenübergestellt werden, schließt sich dieses Gedicht mit seinen mehr oder weniger offenkundigen Anspielungen auf die Gegenwart der dreißiger Jahre sogar an die Tradition der Naturlyrik an.

Die in Graz veröffentlichten Gedichte hätten in keinem deutschen Verlag erscheinen können. Zu leicht wären ‚Tribun‘ für Hitler und die Kritik an den Zerrformen des ‚sacrum imperium‘ im ‚Deutschen Reich‘ zu dechiffrieren gewesen. Der Weg

54 Werner Bergengruen: *Der ewige Kaiser*. Zweite Auflage mit einem Nachwort des Verfassers. Graz 1951, S. 44f.

55 Vgl. die ausführliche Interpretation der Sammlung von Charles W. Hoffmann: *Opposition Poetry in Nazi Germany*. Berkeley and Los Angeles 1962, S. 19-30.

des Manuskripts ist eine Kriminalgeschichte. Bergengruen hatte mit dem Verlag, der seinen Namen als Autor nicht kannte, über einen befreundeten Mittelsmann, den Grafen Paul Thun, verhandelt. Erst nach dem sogenannten ‚Anschluss‘ Österreichs wurde die Gestapo auf den anonym erschienenen Band aufmerksam und Bergengruen bekam in München von zwei Gestapo-Beamten peinlichen Besuch. Erstaunlicherweise verlief die Geschichte für ihn im Sande, nicht aber für den mutigen Verleger Philipp Schmidt-Dengler. Zunächst wurden die noch vorhandenen Exemplare konfisziert, dann sind andere Titel verboten worden; er wurde enteignet, kam ins Gefängnis und wurde schließlich zur Wehrmacht eingezogen.⁵⁶

Seit Juli 1944 hat Bergengruen an dem Zyklus *Dies irae* gearbeitet. Im Gegensatz zu seinen Gedichten in *Der ewige Kaiser* erlaubt er sich jetzt eine größere kritische Offenheit – wohl in der Einsicht, dass diese Gedichte in Deutschland nicht veröffentlicht werden konnten. Das II. Gedicht unter 17 mit dem Titel *Die letzte Epiphanie* ist eines der bedeutendsten:

Ich hatte dies Land in mein Herz genommen.
Ich habe ihm Boten um Boten gesandt.
In vielen Gestalten bin ich gekommen.
Ihr aber habt mich in keiner erkannt.

Ich klopfte bei Nacht, ein bleicher Hebräer,
ein Flüchtling, gejagt, mit zerrissenen Schuhn.
Ihr riefet dem Schergen, ihr winktet dem Späher
und meintet noch Gott einen Dienst zu tun.

Ich kam als zitternde geistgeschwächte
Greisin mit stummem Angstgeschrei.
Ihr aber spracht vom Zukunftsgeschlechte
und nur meine Asche gabt ihr frei.

Verwaister Knabe auf östlichen Flächen,
ich fiel euch zu Füßen und flehte um Brot.
Ihr aber scheuetet ein künftiges Rächen,
ihr zucktet die Achseln und gabt mir den Tod.

Ich kam als Gefangner, als Tagelöhner,
verschleppt und verkauft, von der Peitsche zerfetzt.
Ihr wandtet den Blick von dem struppigen Fröner.
Nun komm ich als Richter. Erkennt ihr mich jetzt?⁵⁷

‚Epiphanie‘ ist als Bezeichnung eines Festes nach Weihnachten bekannt – ‚Erscheinung des Herrn / Heilige Drei Könige‘. Das Wort bedeutet ‚Erscheinung einer Gottheit (besonders Christi) unter den Menschen‘. Wenn Christus nun zum letzten Male erscheint, und zwar als ‚Richter‘, dann dürfte das eine Ankündigung des ‚Jüngsten Gerichts‘, der Parusie, sein. Das Gedicht ist als Rollengedicht geschrieben – der da von sich als ‚Ich‘ spricht, gibt sich am Schluss als der Weltenrichter zu erkennen. In fast allen Gedichten der Sammlung wird das Gericht über deutsche Schuld beschworen: „Wir erbeben und erwarten, / stumm Geduckte, das Gericht.“⁵⁸ Konkreter als

56 Ebd., S. 172, Anm. II, 3.

57 Werner Bergengruen: *DIES IRAE. Eine Dichtung*. München 1946, S. 9.

58 Ebd., 25 (*Die Erwartung*, IX).

in den Gedichten des *Ewigen Kaisers* werden nun die Verbrechen des NS-Regimes angeprangert. Hier geht es um die Verfolgung der Juden, die Euthanasie, die Morde an der russischen Zivilbevölkerung, die Häftlinge im KZ und die Arbeitssklaven, etwa in der Rüstungsindustrie.

Matthias Wegner hat in einer Interpretation des Gedichtes geschrieben, Bergengruen habe in solchen Texten die Frage nach deutscher Schuld gestellt.

Auch in unserem Luftschutzkeller klammerten sich ja die Erwachsenen, die Gasmasken griffbereit, an die Lektüre bewährter Geistesgrößen, lasen sich angsterfüllt Goethe und Hölderlin vor. Bergengruens Gedicht gibt auch ihre Empfindungen wieder – Bewahrung und Erinnerung an bessere Zeiten waren das Gebot der Stunde. [...] Bergengruens religiöses Gleichnis der ‚Stunde Null‘ enthält eine einfache Aufforderung, die zu beherzigen uns Deutschen so schwer fällt: das Urteil über die Verbrechen des ‚Dritten Reiches‘ entgegenzunehmen, der Wahrheit und ihrer Vorgeschichte ins Auge zu sehen, die Schuld nicht zuerst bei anderen zu suchen. Was heute so selbstverständlich klingt, war es 1945 nicht. Und mehr als fünf Jahrzehnte später lassen sich Beschwichtigungen und dunkle Schuldzuweisungen noch immer – oder wieder – vernehmen.⁵⁹

Wie kaum ein anderes Gedicht aus dieser Zeit ist dieser Text in bedeutenden Zusammenhängen als Zeugnis für Einsicht verwendet worden. Eugen Kogon hat das Gedicht dem Schlusskapitel seines Werkes *Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager* (1946) vorangestellt, das den Titel „Das deutsche Volk und die Konzentrationslager“ trägt. Dazu hat er geschrieben: Erst wenn Deutschland sich selbst erkenne, wenn „es sich selber ehrlich beurteilt hat“, würden die Terrorjahre „hinter dem erneuerten Deutschland liegen“. Als er ebenfalls 1946 mit Walter Dirks das erste der *Frankfurter Hefte* herausgab, war dieses Gedicht der erste Text. Eine Übersetzung ins Hebräische trug der Generalstaatsanwalt Gideon Hausner im Jerusalemer Eichmann-Prozess 1961 zum Abschluss seines dreitägigen Plädoyers vor.

In seinen Aufzeichnungen aus Zürich (1947) hat Bergengruen auf eine Veränderung des literarischen Lebens etwa seit 1942 aufmerksam gemacht: Die nationalsozialistischen Behinderungen ließen die Absicht, etwas zu publizieren, immer sinnloser erscheinen. Die Bewirtschaftung von Papier, so dass noch erscheinende Auflagen entsprechend niedrig waren, machten das Buch zur Mangelware. Buchhändler ließen sich lieber mit Naturalien und Gegenständen des alltäglichen Bedarfs, z. B. Rasierklingen oder Medikamenten, bezahlen. Mit dem immer wertloser werdenden Geld war kaum noch etwas anzufangen. Bergengruen beschloss daher – in Erwartung eines baldigen Kriegsendes –, seine Manuskripte zurückzuhalten und für die Zeit nach dem Ende des Terrorregimes zu arbeiten. In dieser Notsituation hätten sich „neue Formen der dichterischen Einwirkung auf die Menschen“ herausgebildet, die nicht unbedingt neu waren; ich möchte sie deshalb „medialen Atavismus“ nennen. Zum einen war dies das Abschreiben und Vervielfältigen von Texten, als habe „Gutenberg umsonst gelebt“, zum andern Vorlesungen in einer unterschiedlichen Ambiente. Bergengruen berichtet aus seiner Erfahrung über diese Formen der Kommunikation:

Jeder schrieb ab, was ihm gefiel, mit der Hand oder mit der Schreibmaschine, und machte es seinen Freunden zugänglich. Viele im amtlichen oder wirtschaftlichen Leben stehende Menschen haben die Möglichkeiten, die ihre Kanzleien, Bürokräten und Vervielfältigungsapparate ihnen boten, in der großzügigsten Weise eingesetzt. Unendlich vieles ist in den Pfarrämtern von freiwilligen Helfern und Helferinnen, insbesondere von den Pfarr- und Gemeindegewestern, abgeschrieben oder abgezogen worden. Welches

59 Matthias Wegner: „Ein kleiner Trost [Die letzte Epiphanie]“. In: *Frankfurter Anthologie* 4.10.1997.

Maß an mühsamer, anonym gebliebener Arbeit hier oft nach Feierabend, oft bei Nacht, oft zwischen zwei Luftalarmen und oft in ständiger Erwartung eines polizeilichen Eindringens in aller Bescheidenheit opferwillig geleistet worden ist, das läßt sich gar nicht abschätzen. Sehr viel ist in Nonnenklöstern getan worden; so kam eine uralte klösterliche Tradition wieder zu Ehren. Es versteht sich, daß gerade bei diesen Stellen solchen Dichtungen und Dichtern der Vorzug gegeben wurde, von denen eine mittelbare oder unmittelbare Stärkung der im Widerstand gegen das Terror-Regime und seinen Krieg benötigten seelischen Kräfte erwartet werden durfte. So führt für mich von diesen Feststellungen eine Verbindungslinie zur Erinnerung an Nachtstunden, in denen meine Frau und ich politische Flugblätter oder Berichte oder die Predigten des Grafen Galen mit der Maschine abschrieben. Ich habe diese Flugblätter dann zu Rad an die Briefkästen gebracht und immer Briefkästen verschiedener, von unserer Gegend abliegender Münchner Postbezirke benutzt. [...] So kam denn jetzt die Sitte des Abschreibens vornehmlich der Verbreitung lyrischer Gedichte zugute. Die Abschriften wurden abermals kopiert, und diese Wiederabschriften desgleichen [...]. Es gab Entstellungen, Verstümmelungen, Fortlassungen und gelegentlich auch Zusätze. Autoren wurden verwechselt, Gedichte von Jochen Klepper wurden mir, Gedichte von mir Reinhold Schneider zugeschrieben. [...]

Die andere Form, in welcher der Kontakt zwischen dem Dichter und seinem Publikum sich vollzog, war die der Vorlesung. [...] Die nationalsozialistischen Literaturbehörden veranstalteten riesige Autorenabende für ihre Günstlinge. Oft wurden diese wenig besucht [...]. In Leipzig und Dresden verbot die Geheime Staatspolizei meine Abende [in Buchhandlungen, G.S.]. Dagegen waren halböffentliche Vorlesungen an manchen Orten möglich, sehr oft im Rahmen kirchlicher Zusammenkünfte, die man freilich gelegentlich auf kaltem Wege, nämlich im Winter durch Heizverbote, bei denen man sich auf die Notwendigkeit der Kohleersparnis berief, zu verhindern trachtete. In Freiburg [...] habe ich in kirchlichen Versammlungsräumen vor über siebenhundert Zuhörern, meist Studenten, lesen können, ohne daß die Polizei einschritt [...]. Noch wichtiger aber und intensiver als diese halböffentlichen Veranstaltungen waren wohl die ungezählten Vorlesungen in privaten, oft zahlenmäßig gar nicht einmal so eng begrenzten Kreisen, die auch mancher persönlichen Aussprache Raum gaben. Das alles hatte einen katakomben- und konventikelhaften Charakter und wirkte weit über seine äußeren Begrenzungen hinaus.⁶⁰

Dass nach einer so umfassenden Zerstörung der meisten Lebensverhältnisse, der Städte und des gesellschaftlichen Lebens eine Sehnsucht nach ‚heiliger Welt‘ allgemein war, liegt auf der Hand. Bergengruen wäre allerdings gut beraten gewesen, seinem berühmten Gedicht *Die heile Welt*, das auch als Titel eines Gedichtbandes diente, eine weniger provokante Überschrift zu geben.

Wisse, wenn in Schmerzensstunden
dir das Blut vom Herzen spritzt:
Niemand kann die Welt verwunden,
nur die Schale wird geritzt.

Tief im innersten der Ringe
ruht ihr Kern getrost und heil.
Und mit jedem Schöpfungdinge
hast du immer an ihm teil.

Ewig eine strenge Güte
wirkt unverbrüchlich fort.
Ewig wechselt Frucht und Blüte,
Vogelzug nach Süd und Nord.

60 Bergengruen: *Schriftstellerexistenz in der Diktatur*, S. 167-170.

Felsen wachsen, Ströme gleiten,
und der Tau fällt unverletzt.
Und dir ist von Ewigkeiten
Rast und Wanderbahn gesetzt.

Neue Wolken glühn im Fernen,
neue Gipfel stehn gehäuft,
Bis von nie erblickten Sternen
dir die süße Labung träuft.⁶¹

Nicht nur der Titel, sondern auch die zweite Zeile des Gedichts scheint es auf eine Provokation abgesehen zu haben. Keinem Leser oder Hörer dieser Zeilen mit literarischem Gedächtnis wird damals entgangen sein, dass Bergengruen die Formulierung „dir das Blut vom Herzen spritzt“ als Analogie zu der brutalen Umdichtung einer Strophe des sogenannten ‚Heckerlieds‘ gewählt hat, in der es heißt: „Wenn das Judenblut vom Messer spritzt, / Dann geht’s noch mal so gut.“⁶²

Das Gedicht behauptet eine Unverletzbarkeit der Welt im Sinne des christlichen Schöpfungsglaubens („Kern“), an der auch die verletzbaren Menschen teilhätten. Wir beurteilen die These, dass niemand die „Welt verwunden“ könne, angesichts der ökologischen Desaster, die eine technisierte Weltbevölkerung inzwischen zu verantworten hat, heute mit großer Skepsis. Es ist fraglich, ob Bergengruen auch mit diesem Gedicht den Davongekommenen in zerstörten Städten und allgemeiner Not noch Trost spenden konnte. Hat er sich nicht an den Römerbrief erinnert, der im 2. Kapitel die große Gerichtsrede und in 8, 22/23 die Worte enthält: „Auch die Schöpfung soll von der Sklaverei und Verlorenheit befreit werden zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, daß die gesamte Schöpfung bis zum heutigen Tag seufzt und in Geburtswehen liegt.“ Karl Barth erläutert in seinem berühmten Kommentar diese Stelle so:

Wir wissen, daß, was wir auch wissen und wissen werden, ein ‚Seufzendes‘, ein ‚in Wehen Liegendes‘ ist, ein von seinem Ursprung gelöstes *Ding*, ein *Relatives*, das vom Absoluten durch einen Abgrund getrennt ist. Denn indem wir etwas wissen, wissen wir es als Ding, als Relativum. Und eben das ist seine Geschaffenheit. Und eben diese seine Geschaffenheit ist die Ursache seines ‚Seufzens‘, seines ‚in Wehen Liegens‘.⁶³

Ein Zitat aus einem anderen Bergengruen-Gedicht dieser Sammlung führt Otto Friedrich Bollnow in seiner Schrift *Neue Geborgenheit* (1956) an. Vor allem in der Lyrik zeichne sich in den letzten Jahren „ein neues Gefühl der Seinsbejahung ab“⁶⁴ – besonders bei Rilke und Bergengruen. Rilke war nicht gerade ein Lyriker der „letzten Jahre“! Bollnow zitiert aus dem Schlussgedicht des Bandes „Die heile Welt“ mit dem Titel „Frage und Antwort“ die dritte Strophe: „Was aus Schmerzen kam, / war

61 Werner Bergengruen: *Die heile Welt. Gedichte*. München 1950, S. 101.

62 Das *Heckerlied* ist ein Lied der Badischen Revolution von 1848. Friedrich Hecker (1811-1881) führte mit G. von Struwe den bewaffneten Aufstand in Baden, der am 20.4.1848 von preußischen Truppen niedergeschlagen wurde. Hecker floh zunächst in die Schweiz, dann in die USA, wo er als Oberst bei den Unionstruppen am Sezessionskrieg teilnahm. Die erste Strophe lautet: „Wenn die Leute fragen, / Lebt der Hecker noch? / Könt ihr ihnen sagen, / Ja, er lebet noch.“ Zusatzstrophen voll Brutalität, Antisemitismus und Antirepublikanismus im Sinne des NSDAP-Programms wurden geschrieben. Die antisemitische Variante wurde zuerst im März 1921 von Freikorps gesungen, die in Oberschlesien kämpften. Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Heckerlied> (12.04.2021)

63 Karl Barth: *Der Römerbrief (zweite Fassung) 1922*. Zürich, 19. Aufl. 2012, S. 320f.

64 Otto Friedrich Bollnow: *Neue Geborgenheit*. Stuttgart 1956, S. 26f.

Vorübergang. / Und mein Ohr vernahm / nichts als Lobgesang.⁶⁵ Die Nähe zum Titelgedicht ist auffällig. Dazu gab Bollnow folgende Erläuterung:

Es ist also ein Gefühl dankbarer Zustimmung zum Dasein. Und Bergengruen ist bestimmt kein Dichter, dem man einen billigen Optimismus nachsagen könnte. Er berührt sich in diesem Gefühl einer tiefen Dankbarkeit mit Rilke, der am Abschluß seines Weges ebenfalls sagen kann: ‚Alles atmet und dankt. O ihr Nöte der Nacht, wie ihr spurlos versankt!‘⁶⁶

Dazu bemerkt Adorno:

Der Band von Bergengruen ist nur ein paar Jahre jünger als die Zeit, da man Juden, die man nicht gründlich genug vergast hatte, lebend ins Feuer warf, wo sie das Bewußtsein wiederfanden und schrien. Der Dichter, dem man bestimmt keinen billigen Optimismus nachsagen könnte, und der philosophisch gestimmte Pädagoge, der ihn auswertet, vernahmen nichts als Lobgesang.⁶⁷

Der *Jargon der Eigentlichkeit* ist eine sprach- und ideologiekritische Schrift. Sie kritisiert den Gebrauch von „Edelsubstantiven“, „Signalwörtern“ im neuen Jargon der bundesdeutschen Nachkriegszeit. Adorno hat es v.a. auf Bollnow und Karl Jaspers abgesehen – aber seine Polemik gilt auf weiten Strecken Heidegger, dem stilistischen Vorbild des Jargons. Er ernennt Heidegger und Jaspers zu den „Patriarchen des Jargons“.⁶⁸ Es geht um die damals im neuen Bildungsjargon oft verwendeten Begriffe wie „Auftrag“, „Anruf“, „Begegnung“, „echtes Gespräch“, „Anliegen“ und „Bindung“. Die Jargonwörter würden klingen, als sagten sie etwas Höheres als das, was sie bedeuteten; sie klängen sakral, ohne sakralen Inhalt.⁶⁹

Adorno hätte auf der Suche nach Belegen für seine Polemik in Bergengruens Gedichten wohl kaum reiche Ernte einfahren können. Die Polemik trifft ihn wie Bollnow in erster Linie wegen der gemeinsamen ‚Ideologie‘ einer ‚heilen Welt‘ und ‚Neuen Geborgenheit‘. Mit seinem ironischen Kommentar wirft er beide sozusagen in einen Topf. Die von Jaspers vertretene ‚Positivität‘ wirft Adorno auch Bollnow und Bergengruen vor, obwohl er diesem keine pseudo-religiöse Haltung ohne religiösen Inhalt nachweisen könnte. Jedenfalls hat die kurze Erwähnung des Bandes *Die heile Welt* im Kontext der bundesdeutschen Nachkriegsideologie die Bergengruen-Rezeption seit den sechziger Jahren nachhaltig beschädigt.

Seither – und hinzu kam Deschners für Bergengruen so abwertende *Streitschrift* – schien es immer seltener notwendig, ein begründetes Urteil über Bergengruens Werk zu fällen. Er war ‚gerichtet‘.

Der Versuch einer differenzierten Beurteilung von Bergengruens schriftstellerischer Lebensleistung kann auf einige Hinweise darauf, wie er die zwölf Jahre nach 1933 überstand, nicht verzichten. Von der ambivalenten Rezeption von *Der Großtyrann und das Gericht* war oben die Rede. Immerhin brachte die *Deutsche Allgemeine Zeitung* (Berlin) vor Erscheinen der Buchausgabe einen Vorabdruck. Er war aber nur möglich, wenn Bergengruen die Änderungsaufgaben des Chefredakteurs Silex erfüllte, die durchweg aus der Furcht vor Zensurmaßnahmen geboren waren:

⁶⁵ Bergengruen: *Die heile Welt*, S. 272.

⁶⁶ Bollnow: *Neue Geborgenheit*, S. 26f.

⁶⁷ Theodor W. Adorno: *Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie*. Frankfurt am Main 1964, S. 23f.

⁶⁸ Ebd., S. 67.

⁶⁹ Vgl. den vorzüglichen Artikel mit weiterführender Literatur: https://de.wikipedia.org/wiki/Jargon_der_Eigentlichkeit (08.04.2021).

Der Titel müsse geändert werden. Die Bezeichnung ‚Großtyrann‘ dürfe nicht ein einziges Mal gebraucht werden. Jeder Hinweis auf die Kinderlosigkeit des Großtyrannen müsse wegfallen. Die Baulust des Großtyrannen dürfe keine Erwähnung finden. Alle Gespräche über Rechtsprechung, Staatsräson, Politik, Macht seien zu streichen. [...] der Roman erschien unter dem Titel ‚Die Versuchungen‘, und ich sehe mich noch heute über dem Manuskript sitzen und fluchend und stöhnend das fast auf jeder Seite vorkommende Wort ‚Großtyrann‘ durch Regent, Herrscher, Gewalthaber, Machthaber und dergleichen ersetzen. Später ist der Roman noch von sehr vielen Zeitungen abgedruckt worden, und zwar immer in seinem ursprünglichen Wortlaut.⁷⁰

1936 trat Bergengruen mit seiner Frau zum katholischen Glauben über. Man zog von Berlin nach München-Solln. Bergengruen war Nachbar von Carl Muth. Durch ihn lernte er Hans Scholl kennen. Man sprach über Möglichkeiten des Widerstands. Bergengruen wusste nicht, dass er es mit dem Autor der Flugblätter der „Weißen Rose“ zu tun hatte, die er mit seiner Frau in vielen Nächten abtippete und vervielfältigte.⁷¹ Am 10. März 1937 wurde Bergengruen aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen. Dies implizierte das Verbot jeder schriftstellerischen Betätigung mit der Begründung, „daß Sie nicht geeignet sind, am Aufbau der deutschen Kultur mitzuarbeiten.“ Eine weitere Publikationstätigkeit wurde ihm durch eine „jederzeit widerrufliche Sondergenehmigung“ als auslandsdeutscher Schriftsteller gestattet, aber jedes öffentliche Auftreten war ihm untersagt.⁷² Bergengruen stand nun unter besonderer behördlicher Aufsicht.⁷³ 1940 erfolgte ein öffentliches Redeverbot, das Bergengruen in den nächsten Jahren dadurch umging, dass er in kirchlichen Räumen las. Als 1940 *Am Himmel wie auf Erden* erschien, wurden in zwei Monaten 25.000 Exemplare, bis zum Verbot am Ende des Jahres 60.000 Exemplare verkauft. 1941 kam es zu Auseinandersetzungen mit Parteidienststellen wegen der jüdischen Abstammung seiner Frau Charlotte, geborene Hensel. Am 19. September 1942 wurde Bergengruens Haus in München-Solln durch eine Luftmine zerstört. Er fand mit seiner Frau Unterkunft im Jagdhaus von Wiener Freunden am Achensee in Tirol.⁷⁴ Seit 1943 arbeitete Bergengruen an seinem *Compendium* (29 Hefte), einer Sammlung von Notaten und Aphorismen zur Zeit und zum Terrorregime des Nationalsozialismus, das ihn als kritischen Zeitgenossen ausweist. Noch im Januar 1944 unternahm er Lesereisen nach Überlingen, Freiburg, Konstanz und Salem, im März nach Wien und Salzburg. Nach Kriegsende verhandelte er mit dem Zürcher Verleger Peter Schifferli – es folgte 1946 der Umzug in die Schweiz. 1948/49 lebte er in Rom, seit 1958 in Baden-Baden, wo er am 4.9.1964 starb.⁷⁵

70 Bergengruen: *Schriftstellereexistenz in der Diktatur*, S. 65f.

71 Über den Kreis des katholischen Widerstands in München vgl. N. Luise Hackelsberger: „Das Wort als Waffe. Werner Bergengruen, Carl Muth und der Kreis um die Zeitschrift ‚Hochland‘ im Dritten Reich“. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): *Die totalitäre Erfahrung. Deutsche Literatur und Drittes Reich*. Berlin 2003, S. 103-116. Hier S. 111ff.

72 Ein satirisches Gedicht wie das folgende hätte ihn wohl sofort ins KZ gebracht:
Auf Schickelgruber

Ober-Horn-Ochs Deiner Rinder-Masse,
Ober-Abgott Deiner Minder-Rasse!
Taugst fü(h)r(wahr zum Strohbrand-Schürer fein,
Führer, sprich: wo ist Dein Führer-Schein?

Rekonstruiert von Horst Lange. In: Schifferli (Hrsg.): *Dank an Werner Bergengruen*, S. 87.

73 Hackelsberger: „Das Wort als Waffe“, S. 109.

74 Ebd., S. 114.

75 Vgl. die „Chronologie: Werner Bergengruen im Dritten Reich“ in: Bergengruen: *Schriftstellereexistenz in der Diktatur*, S. 279f.

Bis zu Beginn der sechziger Jahre hatte Bergengruen mit Erzählungen und Gedichten großen Erfolg. Die Tatsache, dass er auch im Dritten Reich hohe Auflagen erzielte, gab Anlass zu der Vermutung, er habe sich mit Geschick den Machthabern anpassen können. Seine Münchner Kontakte zum „Hochland“-Kreis bis zur „Weißen Rose“ vermitteln ein anderes Bild – so auch die Gedichte, v.a. „Dies Irae“. Gewiss schuf er Texte von unterschiedlichem Niveau. Sein gelegentlich manierierter und archaisierender Stil behindert heute eine naive Lektüre wie schon in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dennoch bleibt mancher Text als Schöpfung eines genuinen Erzählers und Lyrikers, der den Menschen in Not und unter der Last und Knebelung der Diktatur ‚Trostr‘ spendete – heute ein kaum noch gewünschtes Heilmittel der Literatur. Bergengruen

hat in vielfacher Weise eine bedeutsame Rolle im damaligen Literaturleben gespielt. Er war ein respektable, zuweilen knorriger Außenseiter, der in seinem dichterischen Werk das Pathetische wie das Skurrile umschloss, darüber hinaus kein verächtlicher Vertreter der Inneren Emigration [...]. Er zeigte Flagge, ohne sich offiziell bis zur Wirkungslosigkeit oder Gefährdung seiner Familie zu exponieren. Ungeachtet mancher Stilschwächen, sollten daher Werke wie „Der Großtyrann und das Gericht“ und „Am Himmel und auf Erden“ literarhistorisch nicht hinter anderen zeitgenössischen Geschichtsromanen [...] eingestuft werden.⁷⁶

Trotz des Ruhms, den Bergengruen zu Lebzeiten mit oft hohen Auflagen seiner Werke genoss, gehörte er nicht zu den ‚großen Dichtern‘ seiner Zeit. „Aber daß es damals auch diesen deutschen Dichter gab, ist immerhin ein kleiner Trost.“⁷⁷ Ein differenziertes Urteil über sein Werk wäre mit Hilfe einer kritischen Auswahl aus seinen Erzählungen, Gedichten und dem *Compendium* möglich. In einer Literatur- und Lesergeschichte der Nachkriegszeit sollten die Texte Bergengruens nicht vergessen werden – nicht zuletzt wegen seiner Bedeutung im Kontext einer literarischen Erinnerungskultur und seiner Funktion und Zeugenschaft in der ‚Inneren Emigration‘.

⁷⁶ Scholdt: „Bergengruen heute“, S. 96.

⁷⁷ Wegner: „Ein kleiner Trost“.

